Nr. 658. 39. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 28. Dezember 1910

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Karolinenrevolte.

Eine böse Kunde kommt zwar, wie man behauptet, noch immer früh genug; aber die Nachricht über das Blutbad auf Dschokadsch, der kleinen Nachbarinsel von Ponape, kam doch reichlich spät zur Kenntnis der deutschen Oeffentlichkeit. Schon am 18. Oktober ist der Bezirksamtmann Boeder mit seiner Begleitung ermordet worden. Man wird sagen, daß leider noch immer nicht die drahtlose Verbindung mit anderen Mittelpunkten der deutschen Verwaltung in der Südsee hergestellt worden sei, obgleich schon in der kolonialen Denkschrift des vorigen Jahres die Herstellung eines drahtlosen, an die Kabelstation Yap anknüpfenden Telegraphennetzes als wünschenswert bezeichnet wurde. Indessen ist die Nachricht schon am 30. November in Rabaul eingetroffen, worauf der stellvertretende Gouverneur sofort auf dem Dampfer „Germania" mit 90 Polizeisoldaten nach Ponape abging. Man darf wohl annehmen, daß an diesem Tage spätestens auch das Kolonialamt in Berlin über die Revolte von Dschokadsch unterrichtet war. Unterdessen sind noch zwei deutsche Kriegsschiffe nach Ponape dirigiert worden.

Das alles hat sich im Lauf des Dezember abgespielt, aber in Deutschland hat kein Mensch etwas von dieser doch nicht gleichgültigen Affäre erfahren. Erst als das Reutersche Bureau aus Brisbane eine Meldung über den Aufstand auf den östlichen Karolinen veröffentlichte, hat sich die deutsche Regierung bequemt, das Nötigste über die Eingeborenenrevolte zu publizieren. Das ist ein recht eigentümliches Verfahren, das nicht streng genug gerügt werden kann. Wenn wir schon einmal die Karolinen haben und für schweres Geld unsere Interessen in der Südsee zu wahren suchen, dann kann das Volk wenigstens verlangen, daß die Wirklichkeit nicht verschleiert wird. Wollte man vielleicht warten, bis der Reichstag in die Ferien gegangen war? Wollte man erst mit der Nachricht kommen, daß alles schon wieder in Ordnung sei? Diese Fürsorge für die schwachen Nerven des deutschen Volkes wäre höchst deplaciert.

An den Karolinen haben wir ja nie rechte Freude haben können. Als wir sie in den achtziger Jahren allzu rasch besetzten, machte Spanien, das damals noch die Fiktion seiner Weltmachtstellung aufrechtzuerhalten suchte, großen Lärm, und einige Monate schien es fast, als sollten wir mit Spanien in einen Krieg verwickelt werden. Fürst Bismarck, der Großes und Geringes zu unterscheiden wußte, trat den Rückzug an und spöttelte über die „Lumperei" der Karolinen. Der Schiedsspruch des Papstes gab ihm die Möglichkeit, sich einigermaßen glimpflich aus der heiklen Affäre herauszuziehen. Allerdings, die Karolinen waren zunächst nicht zu halten. Aber die Monarchie Karls V., in dem die Sonne nicht unterging, konnte sich trotz dieses diplomatischen Sieges über das mächtige Deutsche Reich nicht behaupten.

Die Vereinigten Staaten kamen über Spanien und warfen es aus Kuba und aus den Philippinen heraus. Nun hatten auch die Karolinen, deren Boden mit dem Blut Hunderter von Spaniern gedüngt worden war, die letzte Spur von Reiz für Spanien verloren. Als nach dem Frieden mit den Vereinigten Staaten Fürst Bülow, der damals noch Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, an die spanische Regierung herantrat und ihr die Last der Karolinen gegen gutes Geld abzunehmen sich erbot, da war die spanische Regierung heilfroh, mit guter Manier die Karolinen abstoßen zu können. Sie überließ für den sehr stattlichen Preis von 25 Millionen Pesetas die Karolinen mit den Palaus und Marianen, Guam ausgenommen, dem Deutschen Reich. Spanien war die Karolinen los, wir hatten sie auf dem Halse.

Es ist bisweilen ganz nützlich, sich etwas in die Vergangenheit zu vertiefen. Mit welchen Illusionen hat man nicht in den neunziger Jahren die deutsche Flagge im Pacific aufgepflanzt. Als der damalige Staatssekretär v. Bülow am 21. Juni 1899 die Erwerbung der Karolinen im Reichstage empfahl, da hielt er eine seiner gewinnenden Reden, die so nüchtern klangen und doch so überschwänglich zu appellieren. Ich werde keine Luftschlösser aufführen und keine Schönfärberei treiben. Sowohl der Vertrag mit China über Kiautschou wie der Vertrag mit Spanien sind Glieder einer Kette; in beiden Fällen sind wir ruhig, nüchtern und besonnen vorgegangen." Im nächsten Jahre kam der Kreuzzug gegen China, der natürlich nach der Ansicht des Fürsten Bülow gleichfalls unter die Rubriken „ruhig, nüchtern und besonnen" fiel. Und doch, wie viele unberechtigte Erwartungen steckten in allen diesen Abenteuern, und wie wenig hat die Erfahrung die damaligen „nüchternen" Hoffnungen realisiert. Der ganze „zukunftsvolle Bau" hat vielleicht einigen Plantagenunternehmern genützt, aber er hat sich für das Reich als völlig bedeutungslos herausgestellt. Heute, wo wir Kiautschou und die Karolinen haben, müssen wir sie natürlich auch halten. Aber bisher sind nicht die Hoffnungen, sondern die Befürchtungen jener Zeit in Erfüllung gegangen.

Es mag ja sein, daß sich auch durch die jetzige Revolte der Eingeborenen auf Ponape und den benachbarten Inseln die Stabilierung der deutschen Herrschaft nicht hemmen läßt. Immerhin, wir haben die Karolinen bereits dreizehn Jahre in Besitz; da ist es schmerzlich, zu hören, daß wir noch immer wieder Lehrgeld bezahlen müssen. Es handelt sich eben bei der einheimischen Bevölkerung durchaus nicht um „Wilde", sondern um einen Menschenschlag, der eine gewisse Kulturstufe erreicht hat, und der jede Einmischung der Europäer in seine Traditionen als unbefugt ansieht und sich zur Wehr setzt, so gut er kann. Gewiß, der Wegebau auf Ponape ist notwendig, wenn überhaupt Ordnung in die deutsche Verwaltung gebracht werden soll. Aber er läßt sich nur mit Hilfe des Arbeitszwanges durchführen, und die Eingeborenen, die sich willig der Tyrannei ihrer Häuptlinge unterordnen, wollen nicht für den weißen Mann fronden. Dazu kommt dann noch die konfessionelle Verhetzung, die den protestantischen Liebenzellern und den katholischen Kapuzinern zu danken ist. Beide stehen sich feindlich gegenüber wie Hund und Katze. Ueber diese religiösen Differenzen seufzen die Regierungsberichte aus den Karolinen vernehmlich genug. Und doch darf gegen die Missionen nichts gesagt und erst recht nichts unternommen werden, weil nun einmal der Missionar in den deutschen Kolonien als unantastbar gilt.

Da sich alles in allem die Zahl der Bewohner auf Ponape nicht höher als höchstens auf dreitausend Menschen stellt, und da die Krakeeler schwerlich auch nur über hundert brauchbare Gewehre verfügen, so wird es für die auf Ponape versammelte deutsche Kriegsmacht eine Kleinigkeit sein, die Rädelsführer zu bestrafen und die gestörte Ruhe wieder herzustellen. Hoffentlich geht die deutsche Behörde zwar mit Festigkeit, aber auch mit Milde vor und sucht alles zu vermeiden, was den Gegensatz zwischen den Eingeborenen und den Deutschen unnötig verschärfen müßte. Zugleich freilich wird man die herzlichste Teilnahme für die Opfer und ihre Angehörigen aussprechen müssen. Regierungsrat Böder und seine Begleiter sind in Ausübung ihrer Pflicht gefallen; sie haben sich den Dank des deutschen Volkes verdient.

*

In wenigen Tagen werden in den Gewässern der Karolinen drei Kriegsschiffe unter deutscher Flagge vereinigt sein, nachdem man von der ostasiatischen Station auch den Kreuzer „Emden" nach Ponape beordert hat und die Schiffe „Kormoran" und „Planet" bereits dort eingetroffen sind. Diese Schiffe haben zusammen gegen 600 Mann an Bord und haben in ihren Städen gegen 35 Offiziere, Ingenieure und Aerzte. Ihre Kommandanten sind Fregattenkapitän Vollerthun und die Korvettenkapitäne Siemens und Habenicht. Der „Planet" hat eine neue Besatzung, die erst vor einigen Tagen im Neuguineaschutzgebiet im Besatzungswechsel stattgefunden hat. Der Kommandant des „Kormoran", Korvettenkapitän Siemens befindet sich indessen schon längere Zeit in der Südsee, so daß er mit den besonderen Verhältnissen der Insulaner vertraut ist. Nötigenfalls kann noch auf ein viertes Kriegsschiff zurückgegriffen werden, da der Kreuzer „Kondor" auch noch auf der australischen Station im Dienst ist. Dieses Schiff hat in der letzten Zeit vor Apia Aufenthalt genommen.

Der Zar und Kaiser Franz Josef.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ **Wien,** 28. Dezember.

Die „N. Fr. Presse" schreibt in Besprechung der Nachrichten über den angeblichen Jagdbesuch des Erzherzogs Franz Ferdinand in Skierniewice: „Die Meldung, daß die Beziehungen zwischen den Kaiserhöfen in Wien und Petersburg erst jetzt durch eine Jagdbegegnung in die alte traditionelle Form gebracht werden sollen, ist sicher unrichtig. Es kann mit voller Bestimmtheit gemeldet werden, daß der briefliche Verkehr zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem Kaiser Nikolaus sowie der Verkehr zwischen den beiden Höfen sich schon seit längerer Zeit in den traditionellen Formen bewegt und herzlichen Charakter hat. Deutlich hat sich dies bei der Reise des Erzherzogs Friedrich nach Petersburg und bei der warmen Aufnahme gezeigt, die dieser dort gefunden hat."

Die persische Ministerkrisis.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London,** 28. Dezember.

Der Teheraner „Times"-Korrespondent meldet zum Rücktritt des persischen Ministers des Auswärtigen, dieser habe den in der englischen Note über Südpersien angekündigten Maßnahmen ausweichen wollen. Der Justizminister werde sein Portefeuille übernehmen. Die „Times" meinen, die englische Regierung werde die dreimonatige Frist, die in der Note festgesetzt wurde, verlängern, wenn, wie in letzter Zeit, die Raubanfälle auf den südlichen Straßen sich nicht wiederholen.

Nicht ganz im Einklang mit dieser Ankündigung der „Times" steht eine Reutersche Depesche aus Teheran, die eine **englische Aktion in Südpersien,** wie sie die Note angedroht, als nahe bevorstehend erscheinen läßt. Dieses Telegramm erklärt, in maßgebenden Kreisen führe man den Rücktritt des Ministers des

Populäre Musik.

Von [Nachdruck verboten.]

Bogumil Zepler.

„Glauben Sie mir," so äußerte sich jüngst ein zurzeit sehr beliebter Schriftsteller in einer Gesellschaft zu mir, „Beethovens „Neunte" ist heute schon so populär, daß sie Ihnen die Jungens auf der Straße pfeifen können." Ich dachte mir das meine dabei, dachte an die vielen Konzerte, die sich heute „populär" nennen, und an denen nichts populär ist als etwa der Eintrittspreis, und glaubte schließlich der Frage: „Was ist in der Musik populär?" ein wenig nähertreten zu müssen.

Natürlich, was die Jungen auf der Straße pfeifen, ist sicherlich für diese Frage von einer gewissen Wichtigkeit. Man muß aber unterscheiden, was die Jungen auf der Straße pfeifen, und was sie auf der Straße pfeifen könnten, wenn sie die Wissenschaft davon hätten. Denn beides muß man in gleichem Maße als populär bezeichnen.

Populär ist das Leichtfaßliche in der Musik, die einfache, womöglich symmetrisch gebaute, harmonisch leicht zu vervollständigende Melodie, gleichgültig, ob sie ernst oder heiter, schwerblütig oder ausgelassen, von ruhigem oder bewegten Rhythmus, vornehm oder banal ist. Was dann noch die sogenannte Einprägsamkeit dieser Melodie betrifft, so ist dies natürlich auch ein erleichterndes Moment für ihre Popularität, es kann jedoch dadurch ersetzt werden, daß Gelegenheit gegeben ist, die Melodie so oft zu hören, daß die mangelnde Einprägsamkeit durch häufige Wiedergabe ersetzt wird. So kann es zum Beispiel kommen, daß ein schlecht, das heißt uneinprägsam komponierter Gassenhauer, Marsch oder Tanz dennoch populär wird, weil ein rühriger Verlag dafür gesorgt hat, daß er immer auf dem Repertoir bleibt, während sehr gute populäre Stücke nicht in das Volk dringen, weil sie zu wenig an die Oeffentlichkeit gelangt sind. Aber daß Gassenhauer, Tänze, Operettenmelodien populär werden, ist uns allen geläufig und verständlich. Nicht minder verständlich ist es uns, daß die einfachen kleinen Volkslieder, wie wir sie in der Kindheit gelernt haben, Gemeingut dessen sind, aus dem sie hervorgegangen, nämlich des Volkes. Auch die leichtfaßlichen Melodien älterer Opernmusik bis in die Zeit der „Carmen", ja sogar einfache Themen und Durchführungen aus den Symphonien unserer Klassiker sind als populäre Stücke noch ganz verständlich. Schwieriger wird die Entscheidung über das was „noch populär", was es „nicht mehr" ist, erst bei der modernen Musik. In bezug auf das Eindringen moderner Musik in das Volksbewußtsein geben sich die intellektuellen Kreise nämlich, soweit es ihnen nicht möglich ist, aus der Volksseele heraus zu empfinden, eigentümlichen, den Tatsachen weltfremd gegenüberstehenden Urteilen hin. Um den Weg, auf dem sie dazu gelangen, zu erkennen, muß ich ein wenig auf bedeutsame musikgeschichtliche Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts zurückgreifen.

Als Beethovens Neunte Symphonie ihre ersten Aufführungen erlebte, war man arg betroffen über dieses krause, dissonanzenreiche Tonwerk, das man nur auf Rechnung des gänzlich taub gewordenen Meisters setzen mochte. Als Wagner dann im „Tannhäuser" die Venus unter einem Raketenfeuer der Disharmonie versinken, als er Ortrud und Friedrich in ihrem Dialog über grausigen Affront Rache brüten ließ, da war freilich Beethovens Dissonanzenreichtum vergessen, und doch war dies nur erst der Anfang dessen, was Wagner im „Tristan" und den „Nibelungen" der erstaunten Menge an neuartönender Harmonik zu bescheren wagte. Jetzt war die maßgebende Kritik aufmerksam gemacht. Denn „Tannhäuser" und „Lohengrin" waren inzwischen wirklich populär geworden. Indes schien nichts dem entgegenzustehen, daß es alsbald mit „Tristan" und den „Nibelungen" nicht anders sein werde, zumal die zwischendurch der Bühne geschenkten „Meistersinger" ziemlich offenkundig die Anwartschaft darauf in sich trugen. So ist es denn zu verstehen, daß, als Richard Strauß in seinen neueren symphonischen Orchestersätzen das instrumentale und harmonische Gebiet um ein Vielfaches gegen Wagner erweitert und uns seine schier unermeßliche Welt des Neuklangs auftat, man zu erkennen glaubte, hier wiederhole sich ein ähnlicher Vorgang wie bei Wagner und Beethoven, und daß ein neuer Genius uns wiederum weiter in neue Bahnen leite, die wir zwar noch nicht recht verstehen, aber doch ahnen könnten.

Zur besseren Erkenntnis dieser komplizierten Werke mußte naturgemäß die Anregung zu ihrer häufigeren Aufführung gegeben werden; eine dem modernen Kapellmeister sehr erwünschte Anregung, da er in diesen Werken die dankbarsten Aufgaben für sein eigenes Können erblickte. So kam es tatsächlich zu vielen Wiederholungen, wodurch die Freunde der neuen Schale dem Kern dieser vorbildlosen Gebilde allmählich näher kamen, gleichzeitig aber auch den Eindruck des Uebermaßes an neuen instrumentalen und harmonischen Farbenbildern überwinden lernten und schließlich das Ganze wie eine selbstverständliche, unter keinen Umständen mehr zu entbehrende „Bereicherung der bestehenden Kunst betrachteten. Es ist das ein Zustand nicht ganz unähnlich jenem, wie ihn der Arzt beim Morphinisten, Alkoholiker oder dergleichen beobachtet: die Natur paßt sich allmählich immer stärkeren Nervenreizen an und vermag zuletzt ohne diese gar nicht mehr auszukommen. Ob diese „vermehrte Aufnahmefähigkeit" für den dazu Fähiggewordenen eine Wohltat zu nennen ist, bleibt hier unerörtert. Zu jedem Falle wird sie ihn oft der Fähigkeit berauben, einfacheres, schlichteres oder aus feinerem Garn gewebtes Neugespinst rechtzeitig zu erkennen. So kam es, daß Erscheinungen wie Brahms oder auch Tschaikowsky lange nicht so leicht nach ihrer Bedeutung eingeschätzt wurden, wie jene anderen, die die Heerstraße des Ererbten gänzlich verlassen hatten.

Ich konnte diese mehr ins rein Musikalische eingehende Betrachtung nicht umgehen, wollte ich auf meinen Ausgangspunkt: „Welche Musik ist populär?" zurückkommen. Nämlich so: In ernsten Musikkreisen ist die Ansicht verbreitet, daß unter populärer Musik nicht nur die jedem gesunden musikalischen Ohre leicht eingehende Melodie zu verstehen sei, sondern jede Musik, die durch häufige wiederholte Aufführung beweise, daß ein großes Publikum hinter ihr stehe. Diese Aufführung ist zum mindesten sehr anfechtbar und rührt ein wenig vom grünen Tisch her. Wer etwas in musikalische Durchschnittskreise hineingeleuchtet hat, der wird wissen, wie wenig von der „neuen Kunst" dort hineingedrungen ist. Auf der Suche nach neuen Ausdruckswegen wendet sich der späte Beethoven weit ab von dem früheren, weit ab von musikalischen Durchschnittsempfinden des Volkes. Dem gleichen Bild begegnen wir bei dem Wagner des „Rings", nur daß sein Weg sich noch rascher, noch weiter entfernt, während ein Richard Strauß mit Siebenmeilenstiefeln ausschreitet und das Volk in unerreichbarer Ferne hinter sich läßt. Denn das Fortschreiten des Volksempfindens in musikalischen Dingen ist demgegenüber ein ganz langsames, kaum merkliches. Es hängt nach wie vor an der Melodie und womöglich an der symmetrischen Melodie; und wenn diese auch heutzutage, um populär zu werden, etwas komplizierter sein darf als in den Tagen Mozarts, so dürfte doch zurzeit das Brahmssche, auf volkstümlichen Pfaden wandelnde Lied das letzte sein, das bereits heute den Titel „populär" verdient, während es sehr zweifelhaft ist, ob Richard Straußsche Thematik (mit geringfügigen Ausnahmen) überhaupt je in das Volksempfinden eindringen vermag. So ist denn auch trotz allen gegenteiligen Anscheins, trotz häufiger Aufführungen namentlich in der Reichshauptstadt zu sagen, daß das Themenmaterial in Beethovens „Neunter" — mit Ausnahme des Schlußchors — gegenüber seinen früheren Symphonien stets noch als minder populär bezeichnet werden muß; daß Wagners „Tristan" und „Ring" ebenfalls, nur mit Ausnahme